

Eva Demski
Rheingau



Eva Demski kennt die Wiege der Weinromantik von Kindesbeinen an und zeigt uns ihren ganz persönlichen Rheingau: Sie erzählt von Weinbau und Lebenskunst sowie Reiz und Schrecken dieser sagenumwobenen Landschaft.

Kulturtragendes Handwerk, Romantik, Dramatik und Naturschauspiel bilden die Bühne für Eva Demskis empfindsames Buch über eine der spannendsten Landschaften Deutschlands. Persönlich, poetisch – ein literarischer Genuss.

»Ein reichhaltiges, gleichermaßen kluges wie amüsantes Reisebuch.« *Süddeutsche Zeitung*

Eva Demski, geboren 1944 in Regensburg, lebt in Frankfurt am Main. Ihr literarisches Werk wurde vielfach ausgezeichnet, 2008 erhielt Eva Demski den Preis der Frankfurter Anthologie. Im insel taschenbuch liegen u.a. von ihr vor: *Rund wie die Erde. Kulinarische Geschichten* (it 4163), *Gartengeschichten* (it 4003), *Venedig. Salon der Welt* (it 4243) und *Katzenbuch* (it 3654).

insel taschenbuch 4219

Eva Demski

Rheingau



EVA DEMSKI

Rheingau

Insel Verlag

Für E.

Umschlagfoto: Hendrik Holler / LOOK-foto

Erste Auflage 2013

insel taschenbuch 4219

Insel Verlag Berlin 2013

Copyright © 2011 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: Anke Rosenlöcher

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35919-7

INHALT

Zweistromland	9
Frühling	17
Freistaat	25
Altdeutsch	33
Wasser	41
Karoline	49
Anstalt	56
Spukhaus	63
Kapitale	70
Weinwelt	78
Rot	85
Luxus	93
Drosselgasse	100
Klänge	107
Spuren	115
 Register	 123
Zur Autorin	125

Von Bingen am Rhein hatte es meine Großmutter durch Heirat an die Donau verschlagen, und wenn sie nicht mindestens zweimal im Jahr an ihren Vaterstrom zurückfahren konnte, war sie nicht glücklich. Für den Rest des Jahres wurden zum Trost viele Holzkisten vom Rhein an die Donau geschickt, die Flaschen darin waren in Seidenpapier gewickelt und steckten in Strohüllen. Das Seidenpapier wurde glattgestrichen und aufgehoben. Jede Weinlage hatte ihre eigene Seidenpapierfarbe. *Binger Rochuskapelle* war hellgrün.

Mit dem Wein vergoldeten sich die Erwachsenen das Leben. Gold war die Farbe des Rheingaus, goldene Reben, goldner Wein, goldige Mädchen. Meine Großmutter war in Sichtweite all dieses Goldes aufgewachsen, auf der anderen Stromseite, in Rheinhessen. Sie sprach von ihrem Zuhause am Rhein wie von einem gelobten Land, gegen das alle anderen grob und finster erschienen. Als hätte der Wein mit seinen goldenen Fluten dort alles Böse weggespült, den Krieg und den Tod. Das Leben: endlich wieder ein Winzerfest.

Mir gefiel es gut dort, als ich noch ein Kind war, ich freute mich auf die halbjährlichen Reisen. Die Leute benahmen sich anders als die daheim, all die Tanten und Onkel, so überschwänglich, immer machte jemand ein

Fläschchen auf und alle schienen einander zu beglückwünschen, dass man lebte und zusammen war, grade jetzt. Sie sprachen auch hübsch, ganz anders als in der Oberpfalz, weich und singend, mit bunten französischen Wörterstreuseln auf den Sätzen. »Woi« hieß der Wein, das Lebensmittel, das Gottesgeschenk. Manchmal gab es raue, kalte Jahre: Aus was macht ihr denn dies Jahr den Wein?

Aus Erbsen, sagte mein Onkel Hansheinz.

Auf dem Hof des Weinguts lebten die kapitolinischen Gänse. Sie hatten Fliegerangriffe lang vor den Luftwarungen vorausgeschnattert, deswegen waren sie tabu, auch an Weihnachten. Nach dem Krieg legten sie Eier, obwohl sie dafür eigentlich viel zu alt waren. Es gab einen Hund namens Bussi, der auf die Katzenjungen aufpasste. Für mich als Regensburger Stadtkind lag am Rhein ein Paradies voll freundlicher Erwachsener, die immer in einer leichten goldenen Wolke zu schweben schienen. Wein sei kein Alkohol, soll mein Urgroßvater, der Patriarch, gesagt haben. Aber eine verlässliche Währung muss er gewesen sein, für die man viel Lebensnotwendiges hatte bekommen können. Das gab Legenden für Kinder und Kindeskind. Die Kriegsgefangenen hießen »unsere Franzosen«, und nicht selten wurde, als der sogenannte Spuk 1945 endlich vorbei war, von Weißwein nach vin rouge geheiratet.

Aber auch meine weggeheirateten Tanten kamen immer wieder an den Rhein zurück, in das beharrlich geliebte goldene Land, vom Mittelmeer und von der

Seine kamen sie mit ihren immer größer werdenden Familien.

Man machte Ausflüge, zum Niederwalddenkmal, zur Loreley, nach Rüdesheim und Eltville, überall lebten Verwandte, überall wurde man mit Küssen begrüßt: Was bist du groß geworden! Die Küsse rochen nach Tosca von 4711, nach Tabak, Anisplätzchen und Wein.

Gib dem Kind auch ein Schlückchen!

Im Sommer ging man zum Badeschiff, die Frauen trugen wollene Badeanzüge. Sonntags trafen sich die Männer zum ganztägigen Frühschoppen. Natürlich lauerte manches Dunkle unter dieser entschlossenen Fröhlichkeit, wie ja auch die gottgesegnete Landschaft nicht ohne Traurigkeit ist. Bald lacht sie, bald schreckt sie, läßt Christa Wolf ihren Kleist sagen.

Mir schien als Kind, als könnte an diesem Abschnitt des Stroms jeder jeden andauernd sehen. Sie schauten einander in die Keller, in die Läden, in die Kassen und in die Schlafzimmer. Der Wein löste die Zungen, es wurde den ganzen Tag über Menschen geredet, die ich nie gesehen hatte und von denen ich bald alles wusste.

Kistenweise Spätlese gegen Morphium, stell dir vor! Man siehts ihr aber auch schon an.

Der Henns muss verkaufen.

Da lag er noch auf dem Sterbebett und sie haben schon die Wäsche aus den Schränken geräumt und sich gegenseitig aus den Händen gerissen!

Sein Hund ist ihm hinterhergestorben, ist ihm ja nichts anderes übrig geblieben.

Nach Genf muss man fahren, um es wegmachen zu lassen.

Sie tut so, als wüsste sie es nicht, dabei war er mit der anderen ganz frech beim Rochusfest!

Kinder haben einen untrüglichen Sinn für solche Gesprächsfetzen und sie verstehen sie immer richtig, auch wenn sie nicht wissen, was gemeint ist.

Ich entwickelte eine Begabung, unpassende Bemerkungen zu machen. Aber das störte sie nicht, die heiteren Erwachsenen. Hat sie nicht eine blühende Phantasie!

Im unterirdischen Reich der Keller, an deren Wänden gelbe, schleimige Pilze wuchsen und deren feuchtatmendes Mauerwerk nach Moder, Korken, Säure und Alter so wunderbar roch wie nichts anderes auf der Welt, in dieser kühlen Unterwelt mit dem glitschigen Felsenboden hatte ich echte Freunde, Kellermeister und Arbeiter.

Na, kleine Krott? Willst ein Schlückchen probieren?

Auf Tablettts standen Puppengläschen und ein Korb mit angetrockneten Brotstücken. Wenn man dann aus der Kellerluft wieder in die heiße Sommersonne kam, wurde einem ganz komisch. Das Weingut am Rhein war wunderschön, mit einem alten Herrenhaus, in dessen Treppenhaus gerahmte Schwarzweißfotos der Vorfahren hingen. Es gab einen großen Garten, in dem die heiligen Gänse herumwatschelten und einen, wenn man nicht aufpasste, in die Beine zwickten. Immer waren junge Katzen da, die ich nie groß werden sah. Wenn ich beim nächsten Besuch nach ihnen schauen wollte, fand ich nur neue Junge.

Jedes Mal lernte ich etwas kennen, es gab ja genug, worauf sie immer noch stolz sein konnten. »Immer noch« war eine Wendung, die ich damals oft hörte. Es gab ja »immer noch« Klöster und Villen, Kirchen und große Tote. Hildegard und der heilige Rochus, oder die Romantiker. Goethe war auch da gewesen. Bei Stefan George aus der Nachbarschaft allerdings, diesem dünnen Spinner, der alles kleinschrieb, da wusste man nicht, da war man lieber vorsichtig. Er soll mit dem Urgroßvater, dem Patriarchen, befreundet gewesen sein.

Aber nicht so!

Was mit dem »so« gemeint war, fand ich trotz aller Mühe nicht raus. Auch dem Niederwalddenkmal gegenüber stellte ich eine gewisse Unsicherheit der Erwachsenen fest. Meine Großmutter fand es scheußlich und hielt damit nicht hinterm Berg. Es war ihr wichtig festzustellen, sie habe es immer schon scheußlich gefunden. Nicht erst jetzt, wo es plötzlich jeder scheußlich findet! Aber die Amerikaner sind ganz verrückt nach dem Ding, wie soll sich da noch einer auskennen.

Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Es gab auf engem Raum viele unsichtbare Sehenswürdigkeiten, ich glaube, das ist bis heute so geblieben. Zum Beispiel der Mäuseturm, der war eine reine Behauptung. Sie konnten einem viel über Mäuse erzählen, die schön grausame Geschichte vom aufgefressenen geizigen Bischof Hatto. Aber man schaute vom Ufer, vom rechten oder linken, auf das Türmchen, und keine einzige Maus war zu sehen. Es bewegte sich überhaupt nichts. Und

das Binger Loch: Angeblich saß im Mäuseturm einer, der aufpasste, dass kein Schiff in die Stromenge geriet, aber den sah man nie. Und das Loch auch nicht. Auch von der Loreley nicht die geringste Spur! Die Schwäger und Onkel, mit denen wir hingefahren waren, schauten auf einen hohen Felsen, der aussah, wie Felsen nun einmal aussehen, sangen ein paar Brocken von dem Lied, das bei den Nazis als deutsches Volkslied geführt wurde, und stellten sich wahrscheinlich eine Frau vor, die sich kämmte und ganz anders aussah als ihre eigene.

Dennoch war ich nie enttäuscht, sondern glaubte fest, dass ich irgendwann alles begreifen würde, was mir dieses großmütterliche Universum zu bieten hatte: die Sache mit dem Wein und dem Rheingold (das sah man ja auch nicht) und all die unbegreiflichen Erwachsenen-sätze.

Denn das Faß vom Vater Rhein wird niemals leer.

Ich kann mich nicht daran erinnern, als Kind jemals im Winter am Rhein gewesen zu sein. In meiner Erinnerung ist es dort entweder hellgrün und gelb, die Weinberge unter dem Schleier der jungen Triebe über einem dicken Teppich aus Löwenzahnblüten, oder orange und rot im Herbst. Im Herbst hatte ich die totale Freiheit, konnte mich bei meinen Freunden in den Kellern herumtreiben und mit einem neuen Wurf Kätzchen spielen, die unsterblichen Gänse ärgern, die Erwachsenen belauschen oder in alten Fotos herumschnüffeln – es interessierte niemanden, und nicht einmal Waschen und Zähneputzen wurde beaufsichtigt. Es war Weinlese und

hundert Feste wurden gefeiert, traditionelle, auf die man sich das ganze Jahr freute, oder spontane, weil man sich traf, weil man so viel überstanden hatte, weil man so jung nicht mehr zusammenkam. Oder weil der sensationelle 54er Riesling ein weiteres Mal probiert werden musste.

Gebt doch dem Kind ein Schlückchen. So einen gibt's nicht alle Tage, der ist was für Kenner! Engelspisse.

Der 59er wurde dann viel berühmter, aber da lebte meine Großmutter schon nicht mehr. Man wurde nicht alt in dieser Familie, dabei waren sie alle so leidenschaftliche Lebenskünstler.

Ich war knapp vierzehn, als sie starb. Meine Eltern waren mit mir vier Jahre zuvor nach Wiesbaden gezogen, danach war es die Donau, an die ich zu Besuch fuhr. Erst als ich erwachsen war, fiel mir auf, dass ich an zwei Strömen daheim war, die sich zwar das Quellenwasser im Schwarzwald teilen, aber unterschiedlicher nicht sein konnten. Viele Jahre lang war mir die Donau wichtiger als das verblassende Rheingold meiner Großmutter. Wenn man jung ist, liebt man das Dunkle, Rätselhafte, Heiterkeit in jeder Form ist einem verdächtig.

Aber eines Tages wurde ich zu einer Schiffsreise auf dem Rhein eingeladen, mit lauter Dichtern, von Basel nach Rotterdam. Als wir durch das obere Mittelrheintal fuhren und ich all den unsichtbaren Sehenswürdigkeiten wiederbegegnete, dem Binger Loch, dem Mäuseturm, dem Rheingold, und als ich an den Ufern die Namen der Weingüter an den Wingertmauern und die Villen der

großen Winzer sah, war plötzlich alles wieder da. Ich wollte die Gegend von neuem erkunden, das Wispertal und den Rosengarten in Eltville, die kleinen Gassen von Assmannshausen und die frösteligen Konzerte im Kloster Eberbach, die Kirche von Kiedrich und die völlig losgelösten Rentner in Rüdesheim. Es gibt viele Begleiter für diesen kleinen, vollgepackten Landstrich am Rhein, tote und lebendige, klassische, romantische und völlig verrückte. Manche konnten dichten oder machten Musik, schwiegen und tranken oder redeten und tranken, andere streunten einfach mit ihren Gruppen ein paar Stunden herum, fuhren dann wieder nach Hause und trugen fürderhin ein haltbares Bild von Gemütlichkeit im Herzen.

Aber was war mit mir? Würde ich nur freundliche Gespenster finden, wohlfeile Nostalgie, rheinisches Katzensgold – oder ein besonderes Stückchen Europa, grade bei mir um die Ecke und gleichzeitig weit weg? Ab Wiesbaden wird die Welt anders, das wusste ich schon früher. Aber wieso eigentlich – und auf welche Weise anders?

Ich sah nach. Es sollten Reisen in eine vertraute Fremde werden.

Beim ersten Ausflug des Jahres in den Rheingau – er kann schon im Februar sein, meistens im März, wenn der Winter gar nicht vergehen will, erst im April –, bei der ersten Erkundung im Frühling also regnet es immer. Man hatte sich schon gesehnt nach diesem hässlichen, braunweißen, spießigen Schild an der ewigen Baustelle, der A 66, auf dem steht: WEINLAND RHEINGAU. Es ist, oh Wunder, eine stilisierte Traube drauf.

Schilder sind in dieser Region so eine Sache. Irgend-eine Macht sorgt dafür, dass sie zuverlässig jeden Paradieseseindruck versauen. Diese Brandmalereien und Schnitzereien und Dekorationsfässer, furchtbares Rü-bezahldesign, das tumorartig die lieblichsten Gegenden durchzieht und einen an idyllischen Wegen, in stillen Tälern und auf lichten Höhen hämisch angrinst! Wie schön wäre es, wenn man das ganze tümelnde Gerümpel verschwinden ließe! Und eine ansehnliche, würdevolle Lösung fände, wie man Gäste auf Sehenswürdiges, Berauschesendes oder Nahrhaftes hinweisen könnte.

Im Frühjahr, ohne wohltuende Belaubung, sieht man das ganze Zeug noch besser, und bei Regen ist es von furchtbarer Trostlosigkeit.

Wir lassen es uns nicht verdrießen: Trotz allem lässt sich im Rheingau ein wenig eher als anderswo blicken,

worauf man so lange Monate gewartet hat: das erste Gelb und Grün und Weiß und Rosa, in dieser Reihenfolge.

Das allererste, sehr sichtbare Grün allerdings ist die Farbe eines Riesenwürfels, der Sektkellerei Henkell, mit dem bekannten Schriftzug drauf und dem Herrn, der aussieht, wie Herren leider seit Urzeiten nicht mehr aussehen. Dieses Bauwerk markiert für mich seit je den Eingang zum Rheingau. Der Herr an der Fassade trinkt Sekt, er sieht aus wie das, was unsere Urgroßmütter einen »Schwerenöter« nannten. Das ist ein unübersetzbares Wort, in die Jetztzeit lässt es sich nicht übertragen. Eine Art Flavio Briatore in fein, vielleicht.

Jedenfalls ist ab diesem Riesenquader Rheingau, im Walluftal knallen uns die Forsythien ihr Gelb in die Augen, überzieht Grün die Trauerweiden, blühen die Schlehen, weiße Wattebäuschchen auf dunklem Grund. Das Rosa von Mandel- und Weinbergpfirsichblüten wird etwas später kommen. Gleichmütig wälzt sich der Rhein an architektonischen Sedimenten von einst und heute vorbei, Villen, die bessere Tage gesehen haben, Baumärkte und Reifencenter, Imbissbuden, verzauberte Parks und furchterregend grade getrimmte Hecken, müde, große Idyllen vergangener Zeiten wechseln sich mit winzigen Kleinbürgerparadiesen von heute ab. Die sind dafür ziemlich lebendig.

Die pompösen und festlichen Bauten von früher sind für uns Heutige immer wie zu groß geratene Kleider. Sie passen nicht, sie schlottern gleichsam um uns herum.

Da steht es, das Schloss Biebrich der Fürsten und späteren Herzöge von Nassau. Wunderbar neu gemacht, sahnefarben und rot schaut es auf den Rhein. Während der ganzen ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist daran herumgebaut worden, es wurde immer größer und eleganter. Auf der rheinabgewandten Seite liegt der Park, in dem ganz besondere Bewohner zu finden sind, die wollen wir suchen und besuchen.

Irgendwie sehen wir dort falsch aus, wir Zeitgenossen, finde ich, zu klein, zu mickrig, zu grau. Nicht dass das jemanden störte! Die ersten Picknicker wagen sich auf den Rasen, muntere Großfamilien und Schülertrupps, die sich vom aristokratischen Bühnenbild überhaupt nicht beeindrucken lassen. Im Schloss hat sich das Denkmalsamt angesiedelt, die Landesregierung nutzt es für repräsentative Zwecke, das passt ja auch. Es gibt Jahresfeiern diverser Verbände, Bälle, und manchmal wird einem scheidenden Ministerpräsidenten ein Abschiedsfest ausgerichtet. Das ist dann auch schon der Gipfel an Prächtigkeit. Mehr kriegen wir nicht zustande. Und das sieht mitten in der barocken Schönheitsfülle immer ein bisschen ärmlich aus. Wir haben nicht die richtigen Gewänder und die richtigen Gesichtsausdrücke für eine imperiale Umgebung, das Selbstbewusstsein demokratisch gewählter Granden ist notgedrungen brüchiger als das der Fürsten und Herzöge von Gottes Gnaden. Daraus bezieht die im Fall des Biebricher Schlosses ziemlich zusammengestückelte, aber doch wunderbar stimmige barocke Architektur ihre Würde und ihren Charme. Die

Bauherren und ihre Herrinnen waren sich dergleichen wert und wussten die prachtvollen Räume zu füllen. Wir, die Erben, sehen manchmal ein wenig verloren darin aus.

Schon als ich ein Kind war und mit meinen Eltern für ein Jahr nach Wiesbaden zog, gab es die Geschichte von den Papageien im Biebricher Schlosspark. Wir sind aber nie dorthin gefahren, um nach ihnen zu suchen. Eine gute Geschichte musste der Wirklichkeit nicht standhalten, jedenfalls nicht bei uns zu Hause.

Heutige Quellen nennen die achtziger oder neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts als Beginn der Biebricher Fremdbesiedlung, aber das kann nicht stimmen. Es muss viel früher gewesen sein, dass sich *käfigflüchtige, standortfremde* Gesellen im Park eingenistet haben, fruchtbar waren und sich mehrten.

Man sollte sie abschießen, sagt ein Parkwächter jetzt zu uns.

Wir sind sprachlos.

Sie verdrängen unsere einheimischen Vögel, sie werden immer unverschämter, es ist eine Schande!

Der Frühlingstag ist kühl, aber nach dem endlosen und schneereichen Winter kommt es uns herrlich warm vor. Die Bäume sind noch licht und durch die Zweige fahren grün-bunte Blitze und kreischen. Es gibt sie! Tatsächlich! Zum ersten Mal sehe ich sie wirklich, die hübschen Einwanderer, und hören tut man sie auch, und wie! Eine Kindheitsgeschichte ist nach vielen Jahren doch Wirklichkeit geworden, wenn sich auch die Freude